

ANDREW  
TAYLOR

DIE  
WAHRHEIT,  
DIE WIR  
DEN  
TOTEN  
SCHULDEN



Weltbild

Alte Fehler mögen vergessen sein, ganz ausgelöscht sind sie nie. Das muss auch Jamie erkennen, als sich seine Jugendliebe Lily plötzlich bei ihm meldet. Sie behauptet, vor über zwanzig Jahren ein Kind von ihm bekommen zu haben, eine Tochter, die nun in größten Schwierigkeiten steckt: Kate ist in einen Mord verwickelt und braucht dringend Hilfe. Jamie würde die Geister der Vergangenheit gerne ignorieren, doch Lily hat ihn in der Hand. Sie hat den Beweis, dass Jamie vor Jahren etwas mit dem Verschwinden eines jungen Mädchens zu tun hatte ...

»Fesselnd und mitreißend bis zur letzten Seite. Andrew Taylor ist der Meister der psychologischen Spannung.« Time Out London

»Andrew Taylor ist einer der interessantesten, wenn nicht der interessanteste Krimiautor, den England derzeit hat.« The Spectator

Andrew Taylor

# Die Wahrheit, die wir den Toten schulden

Roman

Aus dem Englischen von Caroline Einhüpl

**Weltbild**

## **Die Autorin**

Andrew Taylor wurde 1951 in Stevanage, England, geboren. Nach dem Studium in Cambridge und London übte er eine Anzahl von Berufen aus, bis er sich 1981 hauptberuflich dem Schreiben zuwandte. Er ist der Autor zahlreicher preisgekrönter Kriminalromane, darunter die Romane der Lydmouth-Serie mit Detective Inspector Thornhill und der Journalistin Jill Francis. Daneben verfasste Andrew Taylor die Roth-Reihe. Weitere Informationen zu Andrew Taylor und seinen Romanen unter:

[www.andrew-taylor.co.uk](http://www.andrew-taylor.co.uk)

Die englische Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel *A Stain on the Silence* bei Michael Joseph, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Andrew Taylor

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Caroline Einhäupl

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: Thinkstock

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-664-1

Für Cheryl und Sue in Liebe

»Sind Sie sicher, dass es hier ist?«, fragt der Sergeant.

»Ja.« Ich sehe dem anderen zu, wie er sich seinen Weg durch die jungen Bäume und die Steine bahnt. »Früher gab es weiter oben noch einen, aber der ist eingestürzt, lange bevor ich hierherkam.«

Der andere Mann zieht einen abgebrochenen Ast aus dem Weg und flucht, als die Dornen eines Brombeerzweigs seinen Handrücken zerkratzen. Er manövriert den Spaten unter einen der Steine, der beinahe viereckig ist. Er läuft ein wenig spitz zu, vielleicht stammt er aus dem Gewölbe oder sogar aus dem Bogen über dem Eingang. Er versucht, ihn anzuheben, doch der Stein steckt zu tief in den verschlungenen Wurzeln und den verkanteten Trümmern. Mit einem einzigen Spaten würden sie nicht weit kommen. Sie benötigen in der Tat einen Schaufelbagger.

Der Sergeant schaut mich mit hochgezogener Augenbraue an. Er ist mindestens zehn Jahre jünger als ich, doch wie so viele Polizisten hält er sich für uralte, was Lebenserfahrung angeht.

»Hören Sie, Sir«, sagt er. »So gesehen, haben wir nicht viel in der Hand. Und es ist eine Ewigkeit her.«

»Sie haben die Halskette mit dem Fisch.«

»Die, das müssen Sie zugeben, alles andere als ein Beweis ist. Man kann unmöglich feststellen, ob es dieselbe ist.«

Blut in der Nähe des Eingangs, denke ich, und Donnerrollen an einem sonnigen Tag. Ist das nichts?

»Wir wissen nicht einmal genau, wo sie gefunden wurde. Vor allem, weil ein Zeuge nicht mehr unter uns weilt und der andere noch ein Kind war, als sie auftauchte. Und warum gerade hier?«, fährt er fort. »Das ist ein riesiges Gelände. Es könnte überall sein.«

»Weil das hier eine besondere Stelle ist«, sage ich, wie ich es schon so viele Male zu diesem Mann und seinen Kollegen gesagt habe. »Das hier war ein Geheimnis.«

»Wenn wir nichts finden, sieht das Ganze kein bisschen besser aus. Haben Sie darüber mal nachgedacht? Und selbst wenn wir etwas finden, ist es –«

Ich seufze. »So oder so ändert es nichts.«

»Niemand verschwendet gerne seine Zeit, verstehen Sie.«

»Ich versuche nur, Ihnen zu helfen. Deswegen haben Sie mich hierhergebracht. Haben Sie keinen Metalldetektor im Wagen? Das könnte Zeit sparen.«

Es gefällt ihm nicht, dass ich ihm sage, was er tun soll. »Wenn Sie recht haben, liegt das Ding unter einem Riesenhaufen Erde und Steine. Selbst wenn da unten etwas ist, werden wir keinen Piep hören.« Er zündet sich eine Zigarette an – zufällig eine Marlboro Light –, wendet sich ab und schaut den Hang hinunter auf den Bach. Er holt sein Telefon heraus und entfernt sich ein Stück von mir.

Ringeltauben gurren. Auf der anderen Seite des Baches blühen immer noch ein paar Glockenblumen im schattigen Grün. Glockenblumen stehen für Beständigkeit, hat Felicity gesagt, für ewige Liebe. Und ich höre ihre Stimme: »Das Dumme ist, ich weiß nicht, wen ich heiraten werde.«

Einige Minuten später taucht eine Polizistin auf dem Weg auf, die einen Metalldetektor über der Schulter trägt. Ich beobachte, wie die drei Polizisten sich zwischen den Ruinen

beraten. Der Sergeant wirft mir einen Blick zu. Die Frau stellt den Metalldetektor an. Sie sind so schlau, ihn am Rand des Steins anzusetzen, wo die Trümmerschicht über dem Erdboden aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so hoch ist.

Nicht einmal eine Minute später haben sie ein sehr deutliches Signal. Der Mann mit dem Spaten kommt herüber. Er gräbt, während die anderen beiden versuchen, ihm zu helfen, indem sie Äste und Steine aus dem Weg räumen. Es ist ein warmer Nachmittag, und trotz der Bäume und des Baches wird es immer heißer in dem kleinen Tal. Die Luft steht.

»Ich kann etwas sehen, Sergeant«, sagt die Frau und geht in die Hocke. Ihre Finger wühlen zwischen den Steinen. »Ich glaube, es ist ein Reifen von einem Fahrrad.«

Ein BMX-Rad. Mein Telefon klingelt. Ich nehme es aus der Tasche und gehe ein Stück von dem Sergeant weg. Ich weiß, dass er mich beobachtet. Ich werfe einen Blick auf das Display und drücke eine Taste.

»Jamie«, sagt die Stimme. »Jamie, ich bin es.«



Jamie.

Damit hatte vor fast drei Wochen alles wieder angefangen: Rachel sagte mir, dass jemand im Büro angerufen und mich als Jamie verlangt hatte. Seit ich sechzehn war, hatte mich niemand mehr so genannt, mit einer Ausnahme. Damals war ich Anfang zwanzig, Student, und saß sturzbetrunken in einem Pub in der Nähe von King's Cross. Dort traf ich einen Mann, der darauf beharrte, dass mein Name Jamie sein müsste. Er spürte, dass es mich ärgerte, und hörte nicht auf, mich so zu nennen. Jamie hier, Jamie da. Ich ignorierte ihn, doch er ließ nicht locker. Er kam immer näher, und seine Stimme wurde immer höher. Jamie, Jamie. Am Ende verpasste ich ihm eine und brach ihm die Nase.

Ich umklammerte das Telefon. Nach einer Pause, die einen Herzschlag und ein halbes Leben lang schien, fragte ich Rachel, ob sie sicher sei.

»Ja.« Ihre Stimme klang eine Spur neugierig. »Ich habe noch nie gehört, dass jemand Sie Jamie nennt, deswegen habe ich es mir gemerkt. Und beim zweiten Mal hat sie es wieder gesagt. Jamie.«

»Sie hat zweimal angerufen?«

»Einmal gleich nach dem Mittagessen und dann vor ungefähr zwanzig Minuten, um zu fragen, ob Sie zurück sind.«

Mit meiner freien Hand rieb ich auf einem Schmutzfleck am Schaltknüppel herum. Ein Weg zwischen einem Zaun und einer hohen Hecke, ein Ort, an dem keine Vögel in der unerträglichen Stille sangen, tauchte aus meiner Erinnerung auf. Ein Fisch, der wie ein silberner Fleck in der Sonne glitzerte.

»James? Sind Sie noch dran?«

»Wie war ihr Name?«

Rachel atmete schwer, und ich hörte Papier auf ihrem Schreibtisch rascheln. »Lily – Lily Murthington.«

»Ach ja«, sagte ich. »Ich weiß. Und die Nummer?«

Ich fand einen Stift. Rachel rasselte eine Telefonnummer herunter, und ich kritzelte sie auf den Independent vom Vortag. Es war eine Festnetznummer mit der Vorwahl eines Ortes ganz in der Nähe. Lily war nur ein paar Meilen entfernt.

»Sie sagte, es sei eine Telefonzentrale, und Sie sollen nach ihr fragen.« Rachel machte eine Pause und fügte dann mit einem kleinen aufgeregten Luftschnapper hinzu: »Und sie sagte, Sie sollen sich nicht zu viel Zeit lassen, weil es sein könnte, dass sie nicht mehr allzu lange da ist. Kommen Sie noch einmal ins Büro?«

»Das lohnt sich jetzt nicht mehr. Ich fahre direkt nach Hause.«

»Soll ich Ihnen den Terminplan für Montag mailen?«

»Wenn es sein muss.« Meine Stimme klang ganz normal, wenigstens in meinen Ohren. »Noch irgendwas?«

Das war nicht der Fall. Ich verabschiedete mich und beendete das Gespräch. Es war Freitagnachmittag, Ende einer langen, harten Woche. Ich hatte auf einer Baustelle in Queen's Park gearbeitet, um ein Gutachten für die Umwandlung einer alten, überflüssigen

Kapelle in ein Einzelhandelsgeschäft zu erstellen. Wenn ich jetzt losfuhr, entkam ich dem schlimmsten Verkehr, der auf der Western Avenue aus London herauskroch. Doch stattdessen startete ich durch die Windschutzscheibe des Saabs auf eine Reihe parkender Autos.

Gott ist mein Zeuge, ich hatte angenommen, der Geist wäre tot und begraben. Aus den Augen, aus dem Sinn. Ich sagte den Namen des Geistes, Lily, probierte den ungewohnten Klang aus und stellte fest, er passte nicht mehr. Sie nannte sich immer noch Murthington, das hieß, sie hatte nicht wieder geheiratet. Wen interessierte es schon? Wenn es nach mir ging, musste sie unter gar keinem Namen existieren. Hatte sie die ganze Zeit über gewusst, wo ich war? Wusste sie, wo ich wohnte? Wo ich arbeitete? Und warum wollte sie überhaupt das Schweigen brechen? Und warum jetzt?

Ich griff wieder nach dem Telefon. Ich hatte keine Wahl. Lily hatte herausgefunden, wo ich arbeitete. Also konnte sie auch herausfinden, wo ich wohnte. Ich konnte es nicht riskieren, dass sie mich im Büro belästigte oder – schlimmer noch – zu Hause.

Das Telefon klingelte so oft, dass ich beinahe aufgab. Schließlich hob eine Frau ab. »St. Margaret.«

»Kann ich bitte mit Mrs. Lily Murthington sprechen?«

»Ich fürchte, nein. Der Arzt ist gerade bei ihr.«

Ich zögerte. »Wann kann ich am besten mit ihr sprechen?«

Die Frau verstand mich falsch. »Bis 18.30 Uhr können Sie jederzeit kommen.«

»Ich meinte telefonisch.«

»Wann Sie wollen. Sie hat ein Telefon im Zimmer, aber wir überwachen ihre Anrufe, weil es ihr oft nicht gut genug geht, um sie entgegenzunehmen. Wie auch immer, an Ihrer Stelle würde ich nicht zu lange warten.«

»Dann ist sie also sehr krank?«

»Oh ja. Es tut mir leid, ich dachte, das wüssten Sie.«

»Ja, aber ich war nicht sicher, wie ernst es ist.« Unbemerkt war mir die Lüge entschlüpft. »Sie ist eine alte Freundin, wir hatten allerdings eine Weile keinen Kontakt. Sagen Sie, wo genau ist das St. Margaret – können Sie mir den Weg beschreiben?«

Die Frau nannte eine Adresse in Wembley. »Sie können es nicht verfehlen – direkt neben uns ist eine Kirche. Rote Ziegel mit einem kleinen Turm und einem Parkplatz daneben. Soll ich ihr sagen, dass Sie kommen?«

»Ja, bitte tun Sie das.«

»Und wie ist Ihr Name?«

»Sagen Sie ihr, Jamie kommt«, sagte ich.

Als Erstes fiel mir das Schild am Eingang auf. Es war kein Krankenhaus. Es war ein Hospiz, ein modernes Gebäude, das in einen aufwendig gestalteten Garten gezwängt war. Im Innern gab es unverputzte Steine, viel glänzendes helles Holz, einige ausgewählte Schwarz-Weiß-Fotografien und ein großes Fenster, das den Raum mit Licht erfüllte. Der Empfangstresen stand an der Ecke zu einem Kreuzgang, der um einen kleinen Lichthof verlief, in dem ein Springbrunnen plätscherte. Die Angestellten lächelten professionell.

Als ich ankam, war es kurz vor sechs. Ich fragte nach Lily Murthington. Die Empfangsdame bat mich, auf einem der Ledersofas Platz zu nehmen, die u-förmig um einen Couchtisch arrangiert waren. Sie murmelte etwas ins Telefon, und ein paar Minuten später führte mich eine Schwester einen vom milden Abendlicht durchfluteten Gang entlang. Wir kamen an einem halben Dutzend Türen vorbei, die fast alle offen standen. Ich sah alte, verschrumpelte Menschen, die im Bett lagen oder auf Sesseln hockten. Inmitten der glänzenden Einrichtung und den leuchtenden Blumen wirkten sie wie Zwerge und waren scheinbar hypnotisiert von dem Geschnatter im Fernseher.

Die Schwester ging langsamer, sodass ich sie einholen konnte. »Sie ermüdet sehr schnell. Ich denke, Sie sollten nicht länger als zehn oder fünfzehn Minuten bleiben.« Sie blieb vor einer Tür stehen. »Sie haben Besuch, Lily.« Sie lächelte mir aufmunternd zu.

Ich ging hinein. In dem hohen Bett saß eine Frau und sah mich an. Sie war sehr dünn und sehr blass. Ihr Gesicht und sogar ihre Arme sahen mitgenommen und irgendwie schief aus: Es war, als hätte sie ihre Elastizität verloren, nachdem ein Riese sie in den Pranken gehabt hatte. Ihre braunen Augen wirkten größer als früher, weil das Gesicht drumherum geschrumpft war. Ich glaube, wenn ich nicht gewusst hätte, wen ich besuche, hätte ich sie nicht erkannt.

Sie hob die rechte Hand ein paar Zentimeter über die Decke. »Jamie.«

»Lily.«

Die Schwester legte den Kopf schief. »Darf ich Ihnen etwas anbieten? Eine Tasse Tee?«

»Nein, vielen Dank.« Lily lächelte sie an. »Ich klinge, wenn ich etwas brauche.

Versprochen.«

Die Schwester erwiderte das Lächeln und verließ den Raum. Lily war gut darin, andere Menschen für sich zu gewinnen. Die Begabung hatte sie schon immer gehabt. Fast jeder kapitulierte irgendwann, sogar Carlo, glaube ich, ganz am Anfang. Der einzige Mensch, der sie nie gemocht hatte, war Felicity.

Ich sagte: »Es tut mir leid, dass es dir nicht gut geht.«

Sie schüttelte den Kopf, und ihre Haare, die jetzt dünner, aber immer noch dunkel waren, zitterten um ihren Schädel. Ich hatte nie genau gewusst, wie alt sie war, und früher wollte ich nicht fragen, vielleicht, weil ich es eigentlich gar nicht wissen wollte. Mindestens fünfzehn Jahre älter als ich. Zwanzig? Manchmal war es mir mehr vorgekommen, manchmal weniger.

»Ich wollte dich sehen.« Sie runzelte die Stirn. »Du siehst anders aus, als ich dich in Erinnerung habe.«

»Warum willst du mich sehen?«

»Setz dich. Es ermüdet mich, zu dir aufzuschauen.«

Ich setzte mich auf den niedrigen Stuhl neben dem Bett, wodurch ich tiefer als sie saß. Auf einmal wurde ich wütend. »Bisher wolltest du mich auch nicht sehen. Ich habe es weiß Gott versucht. Warum dann jetzt?«

»Es gab keinen Grund, und es wäre falsch gewesen. Aber jetzt gibt es einen Grund.«

Um dich zu verabschieden? Im Geiste schaute ich zurück auf einen Abgrund von einem Vierteljahrhundert. Ich wollte mich nicht daran erinnern. Ich wollte Lily nicht sehen. Ich hatte mich vor vielen Jahren von ihr verabschiedet. Ich wollte nur nach Hause und mir ein

großes Glas Rotwein einschenken.

»Weil du krank bist?«

»Das ist nicht der Grund«, fuhr sie mich an.

Ich starrte sie an. »Es tut mir leid, dass du in dieser Verfassung bist. Wirklich. Und – und es tut mir leid, was geschehen ist. Aber wir können es nicht ändern, weißt du, wir können gar nichts ändern. Deswegen gibt es nichts zu reden. Es ist alles vorbei.«

»Nein, das ist es ja.« Sie setzte sich mühsam auf. »Es ist nicht vorbei.«

»Natürlich ist es das.«

Sie lehnte sich gegen die Kissen. Ihre Lider senkten sich. Einen Augenblick lang dachte ich, sie würde einschlafen. Dann sagte sie: »Hugh ist tot. Wusstest du das?«

»Nein, das wusste ich nicht. Das tut mir leid.«

»Du hast nicht versucht herauszufinden, was aus uns geworden ist?«

»Nein.« Ich sprach lauter, als ich beabsichtigt hatte. »Warum sollte ich?«

»Du hast Hugh leidgetan«, sagte Lily nach einer Pause. »Natürlich kannte er die Wahrheit nicht.«

So gesehen, kannte Lily sie auch nicht, jedenfalls nicht die ganze Wahrheit. Wie auch immer. Ich wollte Hughs Mitleid nicht. Ich hatte ihn gemocht, und ich fühlte mich schuldig wegen dem, was ich ihm angetan hatte. »Gibt es irgendetwas, das ich für dich tun kann?«, fragte ich.

»Nicht für mich.« Sie grinste unerwartet, was das schiefe Gesicht noch ein bisschen schiefer machte. »Ich habe dich nicht meinetwegen hierhergebeten. Ich habe dich wegen deiner Tochter kommen lassen.«

Ich starrte sie an. Zuerst dachte ich, ich hätte mich verhört. Sie schüttelte langsam den Kopf, als wollte sie diese Möglichkeit zurückweisen. Ich hielt den Mund. Über die Jahre habe ich gelernt, lieber weniger als zu viel zu sagen, und im Zweifel am besten zu schweigen, wenn das genug ist.

Meine Tochter, sagte eine Stimme in meinem Kopf. Meine Tochter.

»Du wusstest es nicht«, sagte sie langsam, als kostete sie jedes Wort Kraft. »Das ist mir klar. Woher auch. Auch ich wusste es noch nicht, als ich dich das letzte Mal gesehen habe. Und danach war es zu spät.«

Endlich fand ich meine Stimme wieder. »Was ist mit Hugh? Warum kann es nicht von ihm sein?«

»Es?«

»Entschuldige. Sie.«

Wieder verzog sich der breite Mund, doch diesmal lag keine Spur Humor darin. »Ihr Name ist Kate.«

Das überraschte mich nicht. Was mich überraschte, war, dass ich mich noch daran erinnern konnte, wie sie vor all diesen Jahren gesagt hatte, der Name Kate würde ihr gefallen.

»Ich war mir sicher, dass sie nicht von Hugh sein konnte«, sagte sie. »Aus dem einfachsten Grund der Welt. Ich musste so tun, als wäre sie zu früh geboren und dabei ganz schön mit den Daten jonglieren.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob du mir das erzählen solltest, sei es ihr zuliebe oder mir

zuliebe. Wir sollten es vergessen.«

Lily schüttelte den Kopf. »Sie braucht einen Vater.«

»Sie hat einen Vater. Hugh ist ihr Vater. Ich bin mir sicher, er hat gute Arbeit geleistet, und es ist besser, alles so zu lassen, wie es ist. Ich glaube nicht, dass es einen Grund gibt, mich ausgerechnet jetzt in ihr Leben hineinzuziehen. Oder wann auch immer.«

»Du hast dich verändert.«

Ich sah aus dem Fenster. Ich blickte auf eine kleine Rasenfläche und eine Vogeltränke vor einer Zypressenhecke; und wünschte, ich wäre nicht gekommen.

»Sie braucht dich«, sagte Lily.

Ich drehte mich nicht um. »Unsinn.«

»Ich bin nicht gut für sie. Sie hat sonst niemanden.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen. Sie muss jetzt – wie alt? – dreiundzwanzig, vierundzwanzig sein. Sie ist kein Kind mehr. Bestimmt hat sie unzählige Freunde und Bekannte.« Ich zögerte. »Sie hat Carlo.«

»Carlo ist ein Teil des Problems.«

»Du hast mir noch nicht erzählt, was das Problem ist.«

Stille in dem überheizten Raum. Zwei Schwestern gingen an der offenen Tür vorbei. Sie lachten über irgendetwas, und eine schaute herein und lächelte uns zu.

»Sie ist in Schwierigkeiten«, sagte Lily. »Deswegen braucht sie deine Hilfe.«

»Es tut mir leid, aber das hat nichts mit mir zu tun.«

»Sie hat sonst niemanden. Und, Jamie –«

»Was?«

»Du schuldest mir etwas. Du schuldest uns allen etwas.«

Ich schaute sie an. Vielleicht sah man meinem Gesicht den Hass an, den ich verspürte.

»Du schuldest es mir«, wiederholte sie. »Oder?«

»Wir haben beide Fehler gemacht«, sagte ich. »Ich schulde dir gar nichts.«

Lily griff nach dem Glas neben sich. Ihre Hand zitterte so sehr, dass sie ein paar Tropfen verschüttete.

»Lass mich.« Ich stand auf und nahm ihr das Glas ab. Unbeholfen, wie ein Teenager, hielt ich es an ihre Lippen. Sie legte die Finger darum, damit es nicht wackelte, während sie nippte. Ihre Haut streifte meine. Ich sah ihr ins Gesicht und begegnete ihrem Blick.

»Nicht mehr so wie früher, wie?« Sie schob das Glas weg. »Mich zu berühren, meine ich. Nichts ist mehr so wie früher. Ich habe Angst, in den Spiegel zu schauen.«

»Was soll sie denn getan haben?«

»Die Polizei glaubt, dass sie jemanden umgebracht hat.«

»Ich glaube, ich habe dich nicht richtig verstanden.«

»Ich habe nicht viel Kraft, also verschwende keine Zeit. Sie glauben, dass Kate jemanden umgebracht hat. Und wenn sie es jetzt noch nicht glauben, werden sie es bald tun.«

»Wen?«

»Er heißt Sean. Sie haben zusammengewohnt. Sie wollte ihn heiraten, aber dann hat sie es sich anders überlegt.«

Mit gepresster Stimme sagte ich: »Wenn es da eine Art Unfall gegeben hat, ist es das

Beste, sie sucht sich einen Anwalt und geht zur Polizei.«

»Du verstehst nicht.« Lilys Stimme klang jetzt schwächer.

»Entschuldige, aber ich verstehe mehr als genug. Sag ihr, sie soll sich einen Anwalt suchen und zur Polizei gehen.«

»Es ist komplizierter.« Ihr Kopf schwankte auf dem dünnen Hals. »Sie braucht Zeit, um zu entscheiden, was sie tun soll, und einen Ort, wo sie zur Ruhe kommen kann. Und dann ist da noch das Problem mit Carlo.«

Ich schüttelte den Kopf und stand auf.

»Jamie«, sagte Lily. »Bitte, Jamie.«

Ich starrte auf sie hinab.

»Du schuldest mir etwas«, sagte sie. »Erinnerst du dich?«

Sie streckte die Hand aus und griff nach einem Buch, der Biografie einer toten Schauspielerin, die auf dem Nachttisch lag. Sie zog einen weißen Umschlag heraus, der als Lesezeichen fungierte. Er war nicht zugeklebt. Sie fummelte darin herum und holte ein angelaufenes Stück einer sehr feinen Kette heraus, an der ein Metallteil hing. Ich sah es an und schaute weg. Lily ließ ihre Hand auf das weiße Laken sinken und schlang ihre Finger um die Kette.

Das kann nicht sein, dachte ich. Es kann nicht sein.

»Erkennst du sie?«, fragte Lily.

»Nein«, erwiderte ich und wandte den Blick ab.

»Kate hat sie gefunden. Ist das nicht seltsam? Als sie ein kleines Mädchen war. Wir haben ein Picknick am Bach gemacht. Erinnerst du dich an den Bach? Da waren ein paar Trümmer, und dort hat sie sie gefunden, zwischen den Steinen. Es hat keinen Sinn, etwas zu sagen, dachte ich damals. Viel zu spät. Lieber keine schlafenden Hunde wecken. Ist für alle am besten.«

»Ich muss jetzt gehen«, sagte ich. »Auf Wiedersehen.«

»Aber jetzt ist es etwas anderes«, hörte ich Lily sagen, als ich den Raum verließ. »Du hast gesagt, es war ein Fuchs, nicht wahr, Jamie? Aber es war kein Fuchs.«

Lily hatte recht: Jetzt war es etwas anderes, und es stimmte auch, dass ich ihr etwas schuldete, und es war die Art von Schuld, die man niemals abbezahlen kann. Aber sie wusste nicht, dass sie das letzte bisschen Hoffnung zerstört hatte, dass ich mir jetzt nicht länger einreden konnte, es gäbe eine andere Erklärung.

Als ich jünger war, wollte ich nichts sehnlicher als einen Sündenbock finden für das, was geschehen war. Jeden, nur nicht mich. Carlo war der naheliegende Kandidat. In den dunkelsten Zeiten war es eine Art Rettungsleine, Carlo die Schuld zu geben, und es tat gut, sich daran festzuhalten, obwohl das andere Ende nirgends festgemacht war. Natürlich war es eigentlich nicht Carlos Schuld, obwohl ich Lily durch ihn kennengelernt habe.

Ich begegnete ihm zum ersten Mal im September 1976. Ich war fast dreizehn, und er war fünf Monate älter. Er war bereits seit einem Jahr auf der Schule, und ich war neu. Ich weiß nicht mehr genau, wann oder wie wir uns anfreundeten. Freundschaften entstehen oft unmerklich. Erst im Rückblick merkt man, dass sie begonnen haben.

Carlo und ich waren in denselben Sportmannschaften, wir schliefen im selben Schlafsaal, wir mochten dieselben Sendungen im Fernsehen, standen auf dieselben Bands. Er wohnte mit seinem Vater und seiner jüngeren Schwester in Chipping Weston. Eines der Dinge, die uns zusammengebracht hatten, war, dass er keine Mutter hatte. Sie und das Kind, das sie erwartete, waren bei der Geburt gestorben, doch von dem Baby erfuhr ich erst später. Aber so hatten Carlo und ich etwas gemeinsam: Mein Vater lebte nicht mehr, er war 1970 bei einem Verkehrsunfall in Birmingham eine Woche vor Weihnachten ums Leben gekommen.

Ich mochte es, wenn Carlo über sein Zuhause sprach, seinen Vater, seine Schwester. Nicht, dass er das oft tat – ein Internat ist ein in sich geschlossener Kosmos, besonders für Jungen in unserem Alter, und wir waren eingebunden in seine Veranstaltungen und Rituale. Aber wenn jemand über sein Zuhause sprach, war es, als wäre er ein Reisender, der von einer Expedition aus einem exotischen, fremden Land zurückkehrt: Seine Geschichte war behaftet mit dem Glanz des Unbekannten. Meine eigene Familie existierte eher in der Theorie als in der Praxis. Ich hungerte nach der Realität anderer Menschen.

Ich erinnere mich noch an einen Samstagnachmittag kurz vor dem Ende meines ersten Halbjahres. Carlo und ich saßen auf der Umrandung des Cricketfelds und sahen zu, wie die erste Schulmannschaft von den Gästen geschlagen wurde. Diejenigen, die in keiner der Sportmannschaften spielten, waren verpflichtet zuzuschauen und angemessen zu klatschen. Wir lagen auf dem Rasen im Schatten, während weiß gekleidete Figuren sich wie von der Sonne beschienene Gespenster bewegten. Es war eine ermüdende Art, den Nachmittag zu verbringen, aber gleichzeitig auch seltsam friedlich. Carlo und ich lagen nebeneinander und unterhielten uns träge.

»Ich kriege zum Schuljahrsende eine elektrische Gitarre«, verkündete er.

»Verdammt Glückspilz«, sagte ich. »Was für eine?«

»Eine Fender Strat.« Er rupfte einen Grashalm aus und tat so, als wäre er eine Zigarette. »Brandneu. Mit Verstärker.«

»Du hat doch gar nicht Geburtstag? Was ist mit deinem Vater passiert? Ich dachte, er mag keine Musik außer Beethoven.«

»Sie ist nicht von ihm«, sagte Carlo. »Sie ist von Lily.«

»Wer ist das?«

Er wandte das Gesicht ab. Seine Ohrläppchen wurden rot. »Eine Freundin von meinem Vater.«

»Sind sie – du weißt schon?«

»Keine Ahnung. Wahrscheinlich. In den Osterferien war sie andauernd da. Und neulich, am langen Wochenende, auch.«

»Oh-oh«, sagte ich und versuchte, lüstern zu klingen. Dann: »Wie ist sie?«

»Okay. Eigentlich ganz nett. Sie ist Krankenschwester. Hat meiner Schwester ein Wahnsinnspuppenhaus geschenkt. Mein Vater und sie heiraten nämlich.«

Ich fragte mich, seit wann er das wusste. »Wirst du dann Brautjungfer?«, fragte ich. »Blumen streuen?«

Er trat mich gegen das Schienbein, und wir rauften ein wenig auf dem Rasen.

Danach sagte er: »Lily.« Er ließ das Wort in der Luft hängen. »Sie sagt, ich muss sie so nennen. Lily, wie mein Vater.«

»Lily«, wiederholte ich, so übertrieben schmalzig wie möglich, verdrehte die Augen und legte die Hand aufs Herz. »Lily, Liebling.«

Die Schritte hinter mir waren die leichten, schnellen Schritte einer Frau. Ich drückte die Fernsteuerung, und die Lichter des Saabs flammten einladend auf. Ich blieb stehen. Die Schritte hinter mir stoppten ebenfalls.

Ein Frau sagte mit leiser, heiserer Stimme: »Hi, du bist Jamie, stimmt's?«

Ich drehte mich um und starrte sie an. An der Rezeption hatte ich sie nicht gesehen, also musste sie draußen gewartet haben. Es hatte am Nachmittag geregnet, und ihre blaue Wachsjacke war immer noch feucht auf den Schultern. Sie sah jünger aus, als ich erwartet hatte – hätte ich es nicht besser gewusst, ich hätte sie für einen Teenager gehalten. Sie war klein und zierlich, mit braunen Augen und dunklen Haaren wie ihre Mutter, und hatte einen großen Mund und hohe Wangenknochen. Sie war attraktiv. Das gefiel mir, was wohl eine Art von Eitelkeit war. Wenn mir schon eine Tochter aufgehalst wurde, sollte sie wenigstens nicht hässlich sein.

»Kate«, sagte ich.

»Du hast meine Mutter besucht?«

»Ja.«

»Dann weißt du –«

»Ich will gar nichts wissen«, unterbrach ich sie.

»Zu spät«, sagte sie. »Du weißt schon genug.«

»Das ist egal.«

Kate kam näher und sagte leiser, als hätte sie Angst, ihre Mutter könnte sie hören: »Sie stirbt.«

»Das tut mir leid.« Eigentlich tat es mir überhaupt nicht leid. Ich fühlte mich bloß unbehaglich.



»Hat sie dir von Sean erzählt?«

Ich näherte mich langsam dem Wagen. »Ja.«

»Hast du ihr geglaubt?«

»Ich habe mich gefragt, ob sie weiß, was sie redet.«

»Wegen der Medikamente?« Kate warf einen Blick über die Schulter, der Reflex eines Menschen auf der Flucht. »Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als dass sie das Ganze nur erfunden hätte.«

»Wenn du in Schwierigkeiten bist, ist es das Beste, zu einem Anwalt zu gehen. Das habe ich ihr gesagt.«

Sie sah zu mir auf. »Alles, was ich brauche, ist Zeit. Ein wenig Raum zum Atmen.«

»Sie hat gesagt, die Polizei glaubt, dass du jemanden umgebracht hast.«

Sie zuckte zusammen. »Hab ich aber nicht.«

Ich antwortete nicht. Schweigen war sicherer.

»Ich bitte dich nicht um –«

»Ich kann dir nicht helfen.«

»Aber du bist mein Vater.«

»Nein«, sagte ich. »Ich werde mich da nicht einmischen.«

»Warum? Hast du Kinder?«

»Nein.«

Sie schaute auf meine Hand, auf den Ring an meinem Finger. »Aber du bist verheiratet, nicht wahr? Hast du Angst, deine Frau könnte –«

»Ich will einfach nichts mit der Sache zu tun haben. Oder mit dir. Ist das klar genug ausgedrückt? Such dir einen Anwalt.«

Ich stieg ein und verriegelte die Türen von innen. Ich ließ den Wagen an. Selbst wenn Lily klar war, was der Inhalt des Umschlags zu bedeuten hatte, konnte sie es Kate nicht erzählt haben, denn sonst hätte Kate das Wissen jetzt gegen mich eingesetzt. Und Kate konnte es nur wissen, wenn es ihr jemand gesagt hatte. Kein anderer konnte die Bedeutung auch nur ansatzweise verstehen – jetzt nicht mehr. Außer natürlich Carlo.

Kate hätte sich mir vor dem Auto in den Weg stellen können. Doch sie trat zur Seite, wartete und beobachtete mich. Langsam rollte ich vom Parkplatz. Als ich auf die Straße einbog, schaute ich in den Rückspiegel. Sie stand immer noch da und sah mir nach.

Ich dachte, ich wäre perfekt mit der Situation umgegangen. Ich dachte, ich hätte alles unter Kontrolle. Aber ich kann mich nicht daran erinnern, wie ich nach Hause nach Greyfont gefahren bin, welche Route ich genommen, geschweige denn, was ich gedacht habe. Meine Erinnerung ist wie ausgelöscht. Auf der A40 und M40 muss dichter Verkehr geherrscht haben, denn es war ein Wochenende, und jeder wollte raus aus London. Ich muss über Lily und Kate nachgedacht haben, darüber, was passiert war. Ich muss an Nicky gedacht haben.

Doch ich erinnere mich an das Geräusch der Reifen auf dem Kies, als ich in die Einfahrt bog. Ich stellte den Motor ab. Nickys Mini Cooper war exakt parallel zum Zaun geparkt. Der nierenförmige Rasenfleck musste gemäht werden.

Mein Zuhause sah aus wie das eines Fremden. Wir wohnten seit knapp drei Monaten

dort, und mir fiel es immer noch schwer, es als meins zu betrachten. Es war um die achtzig Jahre alt, ein solides, frei stehendes Haus aus rotem Backstein, das im Laufe der Jahrzehnte an der Rückseite und an den Seiten erweitert worden war. Es war nicht hübsch und nicht hässlich. Es sah aus, als hätte es bekommen, was es verdient, als gehörte es einem ordentlichen, gut situierten Paar, das ein respektables Vorstadtleben lebte. Es war ein vernünftiges Haus, ein guter Ort, um eine Familie großzuziehen, wenn man denn eine hatte.

Auf der Fensterbank im Wohnzimmer stand eine Raku-Schale. Sie war eines von Nickys Lieblingsstücken. Als ich sie jetzt ansah, erinnerten mich ihre Kurven daran, wie ich Lily zum ersten Mal nackt gesehen hatte; die schmale, schicke Taille, die Schwellung der Hüften; die verführerischste Figur der Welt.

Ich zwang mich, den Schutz des Saabs zu verlassen. Der Geruch in der Diele war fremd. Mir fielen die sauberen Malerarbeiten auf, das Fehlen jeglicher Unordnung, die Art, wie die Farben des Bildes an der Wand mit den Blumen auf dem Tisch darunter harmonierten. Vielleicht hatten wir uns zu sehr bemüht, es schön zu machen, gemütlich. Bekommen hatten wir dagegen so etwas geschmackvoll Steriles wie ein Operationssaal in einer Privatklinik.

Nicky war in der Küche im hinteren Teil des Hauses und schob etwas in den Backofen. Ihre Tasche lag auf dem Tisch, ihr Mantel hing über einer Stuhllehne. Sie trug eine blaue Jeans und ein hellblaues, geripptes Polohemd, das ihre Taille betonte. Sie sah fünf oder zehn Jahre jünger aus, als sie war.

Sie schloss die Backofentür und richtete sich auf. »Dein Essen ist da drin. Ein Auberginen-Pilz-Auflauf. Er braucht ungefähr eine halbe Stunde.«

»Gehst du weg?«

»Mein Literaturzirkel.« Sie lächelte. »Vergessen?«

»Ich dachte, er wäre nächste Woche.«

»War er auch, aber wir mussten umdisponieren. Es war alles ein bisschen hektisch, weil ich so spät von der Arbeit nach Hause gekommen bin.« Sie warf einen Blick in den Spiegel über der Anrichte und strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Im Kühlschrank ist Salat.«

»Danke. Was ist es?«

»Was ist was?«

»Das Buch?«

»Henry James. Das Geheimnis von Bly.« Sie griff nach ihrem Mantel und zog eine Grimasse. »Schrecklich gruselig. Ich hatte dich früher erwartet.«

»Ist was dazwischengekommen. Eigentlich wollte ich direkt von Queen's Park nach Hause kommen, aber dann habe ich den Fehler gemacht und noch mal im Büro angerufen.«

Sie gab mir ein Küsschen auf die Wange. Ich roch ihren vertrauten Geruch und spürte lebendige, gesunde Haut.

»Du bist müde«, sagte sie.

»War ein langer Tag. Du weißt schon.«

»Alles in Ordnung? Du siehst aus, als ob du frierst.«

»Alles okay. Aber draußen ist es ganz schön kalt. Überhaupt nicht wie Mai.«

»Leg dich in die Badewanne. Dann wird dir wieder warm. Ich bin gegen zehn wieder da.«

Ich begleitete Nicky wie ein vernarrter Ehemann zur Tür, küsste sie und winkte ihr nach, als sie davonfuhr. Ich ging nach oben und zog eine Jeans an. Das Kostüm, das Nicky manchmal zur Arbeit trug, hing an der Schlafzimmertür. Ihre Kolleginnen kamen meistens in Jeans, aber Nicky fand, dass die äußere Erscheinung wichtig war.

Danach holte ich mir eine Flasche Burgunder aus dem Regal in der Garage. Ich entkorkte die Flasche und trug sie zusammen mit einem Glas ins Wohnzimmer. Ich wollte mich heute Abend betrinken, zum Teil wegen Lily und zum Teil wegen des winzigen Stückchens angelaufenen Metalls in dem weißen Umschlag.

Es war beinahe Zeit für die Nachrichten. Ich wollte wissen, ob es einen Bericht über einen Mann namens Sean gab, der ermordet worden war. Was auch geschah, ich wusste, dass ich später versuchen würde, im Internet mehr herauszufinden. Ich hatte keine Schuldgefühle, weil ich mich geweigert hatte, Kate zu helfen – jeder, der auch nur einen Funken Verstand hatte, würde so handeln –, aber ich gebe zu, ich war neugierig. Teilweise hoffte ich, dass sich das Ganze als ein Haufen Lügen entpuppte, dass Lily und Kate sich einen raffinierten Scherz mit mir erlaubten oder die Geschichte erfunden hatten, um mich zu manipulieren, aus was für Gründen auch immer.

Als ich nach der Fernbedienung griff, klopfte es ans Fenster. Ich schaute auf. Draußen stand Kate und drückte das Gesicht an die Scheibe.

Meine erste Reaktion war Ärger, gemischt mit Erleichterung. Wenigstens war Nicky nicht da. Ich legte die Fernbedienung wieder hin. Kate starrte mich immer noch an. Sie sah aus wie jemand, der auf der Flucht war, oder ein Bettler oder ein potenzieller Einbrecher. Ihr Gesicht war ausdruckslos. Als betrachtete sie einen leeren Raum. Wieder spürte ich einen Anflug von Ärger. Das war nichts anderes als emotionale Erpressung.

Aber ich konnte sie nicht da draußen stehen lassen. Sie war direkt auf dem Grundstück vor dem Haus, das von zwei unserer Nachbarn einsehbar war und wo jeder Passant sie leicht erkennen konnte. Irgendjemandem würde sie auffallen, irgendjemand würde sich wundern – irgendjemand würde die seltsame Frau Nicky gegenüber erwähnen. Die Menschen in Greyfont rühmten sich ihres Gemeinschaftsgefühls.

Als ich die Haustür öffnete, wirbelte kalte Luft in die Diele. Kate wartete auf den Stufen. Es hatte wieder angefangen zu regnen, und der Kragen der blauen Jacke war hochgeschlagen. Am linken Ärmel hatte sie einen langen Riss, und auf der Schulter war ein weißer Farbfleck. Sie wirkte ungepflegt – überhaupt nicht wie die Menschen, die in Greyfont wohnten, jedenfalls nicht in unserer Straße.

»Geh«, sagte ich. »Ich will dich nicht sehen.«

»Ich brauche nur ein wenig Hilfe.«

»Das ist unmöglich. Bitte geh.«

»Es ist nicht zu viel verlangt. Unter diesen Umständen.«

Ich antwortete nicht.

»Ist deine Frau weggegangen?«

Ich nickte. Ich fragte mich, was geschehen wäre, wenn Nicky da gewesen wäre. Ich

hätte gerne gewusst, wie Kate herausgefunden hatte, wo ich wohnte, wo ich arbeitete, aber ich wusste, dass es besser war, kein Gespräch zu beginnen. Auf lange Sicht war es für alle besser, wenn ich sie auf Abstand hielt. Ich machte Anstalten, die Tür zu schließen.

»Alles, was ich will, ist eine Bleibe für die Nacht«, sagte sie hastig. Auf ihrer Stirn schimmerten Schweißperlen. »Zeit zum Überlegen. Das ist nicht viel.«

»Bitte geh, oder ich muss die Polizei rufen.«

»Du würdest wirklich die Polizei rufen?«

Ich sagte nichts. Ich dachte an Lily und die kleine angelaufene Kette und fragte mich, was die Polizei über all das denken würde.

Kate setzte den Fuß auf die Schwelle. »Das glaube ich nicht. Und wenn du die Tür zumachst, warte ich einfach hier, bis deine Frau nach Hause kommt.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher.«

»Worüber?«

»Dass ich nicht die Polizei rufe.«

»Ich habe Sean nicht umgebracht«, sagte sie. »Und da ist noch etwas, das du wissen solltest.«

Ich zögerte einen Augenblick zu lange. Kate knöpfte ihre Jacke auf und hielt sie auseinander. Darunter trug sie eine Jeans und ein weites weißes T-Shirt, das über ihren Bauch und ihre Hüften fiel. Der weiche Stoff umspielte die sanfte Wölbung unter ihren Brüsten. »Ich bin schwanger«, sagte sie.